

# „Rief da ein Mann?“

Die religiöse Dimension in den Tagebüchern des Schriftstellers  
Hans Erich Nossack (1901–1977)

Bernd Marz, Bonn

*Die Tagebücher des 1977 verstorbenen Dichters und Schriftstellers Hans Erich Nossack sind kürzlich im Suhrkamp-Verlag erschienen. Sie umfassen die Jahre 1943 bis 1977. Erstmals wird durch sie Leben und Werk dieses literarischen Einzelgängers erschlossen, der sich insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg als Erzähler, Romancier und Lyriker in Deutschland einen Namen machte. Zu seinen bekanntesten – der rund 100 Veröffentlichungen – zählen die Titel „Spätestens im November“, „Der jüngere Bruder“, „Interview mit dem Tode“ und „Der Untergang“. 1961 wurde Nossack mit dem Georg-Büchner-Preis, 1963 mit dem Wilhelm-Raabe-Preis ausgezeichnet.*

Die kürzlich erschienenen Tagebücher Nossacks belegen, was die Leser seiner Erzählungen, Romane und Gedichte bisher nur erahnen konnten: das Leben eines Menschen in zerrissener Existenz, der selbst von sich gesagt hat: „Ich liebe nichts. Ich glaube an nichts. Ich bin nicht einmal ehrgeizig.“ Und doch gibt es Spuren des Religiösen in Nossacks Werken, die sich auf-tun aus einer „Leere jenseits der Verzweiflung“.

Die Notizen erschließen das Leben eines Existentialisten, der dem Anspruch verpflichtet war, „immer nur so (zu) schreiben, daß es von anderen nicht noch einmal geschrieben zu werden braucht.“

Das Leben des Schriftstellers und Dichters Hans Erich Nossack begann am 30. Januar 1901 in Hamburg. Hier wurde er als Sohn eines Kaufmanns, der Kaffee importierte, geboren. Seiner Mutter machte der Sohn noch als Erwachsener schier unvorstellbare Vorwürfe. Er muß gelitten haben unter dieser Frau, tödlich verletzt worden sein. Denn anders ist nicht zu begreifen, was Nossack als 51-jähriger seinem Tagebuch anvertraut:

„19. Mai 1952. Seit meiner frühesten Jugend bin ich vor der Tat geflohen, die mir allein völlige Erlösung geschenkt hätte, eine so völlige, daß ich sie ohne Zögern mit dem dann vielleicht über mich verhängten Todesurteil bezahlt haben würde. Ich meine die Ermordung meiner Mutter.“

Der Leser ist schockiert. Er blickt in die Abgründe einer Existenz, die sich selbst verloren sieht. Nur zwei Tage zuvor, am 17. Mai 1952, hatte Nossack notiert: „Mein Dasein scheint nur daraus zu bestehen, daß ich mich des Tages zu entsinnen versuche, an dem ich gestorben bin.“ Der Dichter versichert ausdrücklich, daß das, was er schreibe, den Tatsachen entspreche – so un-

glaublich es auch klingen mag. Nossack wuchs mit vier Geschwistern in Hamburg auf. Seine Kindheit und Jugend waren nicht „aufgehoben“, sondern frag-würdig. Und er selbst wird sich ein Leben lang immer wieder in Frage stellen. Erst kurz vor seinem Tod revidiert Nossack sein negatives Mutterbild. Schließlich sei seine Mutter selbst ohne Mutter aufgewachsen. Die Großmutter Nossacks war kurz nach der Geburt ihrer Tochter, Nossacks Mutter, verstorben.

Ein Studium von Jura und Philosophie in Jena bricht Nossack nach zwei Jahren ab. Er wird Bankangestellter und Kaufmann, 1925 heiratet er. Im Jahre 1933 tritt er widerwillig in die Importfirma des Vaters ein, für ihn eine „Emigration“. Er führt ein Doppelleben: tagsüber „ehrbarer Kaufmann“ in Hamburg, abends und nachts Schriftsteller: „Sind diese Notizen überhaupt ehrlich, wenn ich nur den Literaten berichten lasse und damit so tue, als existiere der Kaufmann gar nicht? In gewissem Sinne: ja. Tatsächlich führe ich beide Berufe völlig getrennt. Und unter Leben, das sich fortzuhalten lohnt, verstehe ich wohl nur, einen guten Gedanken haben und ihn zu formulieren versuchen. Der Kaufmann hat auch seine Gedanken, aber er handelt sie oder mit ihnen, und er wäre kein Kaufmann, wenn er den Drang verspürte, sie zu Papier zu bringen.“

Im Jahre 1956 kann Nossack sein Doppelleben beenden. Er verkauft die väterliche Firma und wird – mit Unterstützung eines Mäzens – freier Schriftsteller. Schreiben versteht Nossack als Rebellion – auch sich selbst gegenüber. Hatte er ein Werk vollendet, so war es für ihn eine „gestrige Fußspur“, eine „abgestreifte Haut“. Voller Schwermut ein Gedicht aus dem Tagebuch dieses Jahres:

*„Ich kämpfe gegen den Tod und weiß nicht warum.  
Ich habe es gefragt seit je,  
Durchs dunkle Tal windet sich lehmig ein Bach,  
Die schwarzen Hügel haben geweint.  
Um mich? Um Dich? Und die triefende Kuh  
blickt stumm und weiß keinen Ausweg.  
Liebst Du, mein Leben, Dich selbst so sehr?  
Daß Du mich elend machst?  
Im Steinbruch haben sie gesprengt. Roter Staub  
verhüllt das flüchtige Blaue  
jenseits der Grenze. Es war kein Schuß.“*

Sein Unglücklichsein wolle er verheimlichen, aber die Menschen ließen sich nicht betrügen. – Sie fühlten sich nämlich schuldig für einen Unglücklichen. Das Maß seines Unglücks hat sich ins Unerträgliche gesteigert: „Wo immer sich mir eine Gelegenheit bietet, die andern ein Anlaß zu Freude und

Glück wäre, schrecke ich zurück, da ich das Ende vorwegnehme. Ich erkenne die Betäubungen als solche, das macht mich unfähig auszuspannen. Es macht mich zugleich unfähig zum Schaffen.“

Hans Erich Nossack ist eine tragische Existenz, ein Mensch, der lebend tot zu sein glaubt und dennoch, in diesem Totsein, eine Dynamik lebt, die Hoffnung auf Zukunft hat, Hoffnung auf Erlösung? Ganz verständlich, zunächst jedoch als Widerspruch erscheinend, verdeutlicht er seine Position radikal: Er fühlt sich gefangen durch die Abwesenheit von Hoffnung auf Freiheit, die er „als endgültige Hinnahme“ begreift. Dann bekennt er: „Ich habe zwar immer damit gerechnet – und um offen zu sein, es erhofft – nicht älter als vierzig zu werden; sogar meine Lebensversicherung schloß ich entsprechend ab. ... Ich bin hineingeglitten, und eines Tages war ich tot und fand es selbstverständlich und langweilte mich nicht einmal.“

Dieser angenommene Tod findet seine Erklärung in der frühen Kindheit. Zwar schreibt der Vater in seinen selbstzufriedenen Lebenserinnerungen, daß im Januar 1901 der zweite Sohn, Hans Erich, geboren worden sei – und merkt an, es habe „ein heftiges Schneetreiben“ gegeben. Über die Mutter ist darin jedoch nichts zu lesen. Nossack selbst notiert erst im Alter von 52 Jahren: „Das Schlimme, das unsere Mutter uns angetan, sind nicht die materiellen Schäden ... das Bewundernswerte ist diese bewundernswerte Kraft der Toten, uns Kinder – und übrigens auch andere Menschen –, solange wir zurückdenken können, schuldig zu machen, obwohl wir zunächst tatsächlich schuldlos waren. Schuld luden wir nur durch Abwehr auf uns. Dies zwang uns von Anfang an, eine Rolle zu spielen, die uns vor ihrem Zugriff notbedürftig schützte.“

Schutz vor diesem Zugriff sucht Nossack in einer geistigen, in der schreibenden Existenz. Seine frühen Werke und Tagebuchaufzeichnungen sind bei der Zerstörung Hamburgs verbrannt. Er verlor damals auch alle persönliche Habe. Dem Tod ist er nur deshalb entgangen, weil er sich seit dem 21. Juli 1943, vier Tage vor dem Inferno, zufällig 15 Kilometer südlich vom Hamburger Stadtrand, in einem Heidedorf, aufhielt:

„Wir haben seit 1940 Angriffe. Wir haben nie etwas zu unserem Schutze getan wie andere. Und zwar, weil ich dagegen war, und zwar dagegen, weil ich sagte, uns würde nichts passieren ... Das Gefühl war echt und sicher, es war so echt, daß ich mich scheute, es oft auszusprechen: denn durch Worte wird alles Echte zweifelhaft. Und wenn man mich fragte, wieso ich so sicher sein könnte, gab ein ebenso sicheres Gefühl die Antwort für mich: weil es mir nicht so einfach gemacht wird, durch eine Bombe umzukommen. Und siehe da: Am 21. Juli verlasse ich zum ersten Male seit 5 Jahren die Wohnung, um 14 Tage Ferien in der Heide mit meiner Frau zu verleben. Es ist

nicht zu schildern, von welchen Zufällen diese Ferien abhängig waren und noch wenige Stunden vor der Abreise zweifelhaft. Und vier Tage später beginnt die Vernichtung Hamburgs. – Vielleicht wird dies zu wichtig genommen. Vielleicht ist daran wichtig nur das Gefühl: weil es mir nicht so leicht gemacht werden soll ... Gegen halb zwei Uhr war das Gericht zu Ende. Aus einer unwirklichen Ferne klang das Signal der Entwarnung herüber, so verschüchtert, als wage es nicht zu verlangen, daß jemand an die Lüge glaube. Der Nordhimmel war rot wie nach Sonnenuntergang ...“.

Zerstörung, Not, Schuld und Abhängigkeit, das sind zentrale Begriffe im Denken Nossacks, die alle Lebensbereiche und Gefühle umfassen. Davon kann er nicht loskommen, sie haben ihn bereits als Kind geprägt. Mit 13 Jahren erlebte Nossack den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Er war in dem Alter, in dem der Mensch selbständig zu denken beginnt, in dem das von Erwachsenen Gelernte und Übernommene sich in der Lebenspraxis bewahrheiten und bewähren soll. Für Nossack jedoch eine große Enttäuschung: „Und da merkten wir, daß ja alles das nicht stimmte, was Großväter und Väter uns beigebracht hatten; denn die Erwachsenen richteten sich selber nicht nach ihren Regeln: sei fleißig, sei sparsam, dann wirst du etwas. – Das merkten wir.“

Im Leben Nossacks war dies die erste Erfahrung der Relativität moralischer Werte, die ihm als Kind doch als absolut gültig beigebracht worden waren. Schon früh sucht er im Tagebuchschreiben die geistige Auseinandersetzung – mit sich selbst und mit Gott. Nach dem Zweiten Weltkrieg, mittlerweile 43 Jahre alt, muß er damit von vorn beginnen: „Sollte es mir noch vergönnt sein, daß ich dieses (Tage-) Buch so lieb gewinne, wie ich die vier oder fünf vorhergehenden ... haßte, sie, die verlorengingen und deren Verlust mir so unbegreiflich schwer ist, trotz meines Hasses, so schwer, daß er mich manchmal mit hinabziehen will, – das wäre gut. Dann wäre der völlige Verlust meiner Vergangenheit eine Gnade.“

Der Anspruch, den Nossack an sich und seine Eintragungen stellt, ist hoch: „Man sollte immer nur so schreiben, daß es von anderen nicht noch einmal geschrieben zu werden braucht. Wenn es dennoch geschieht, das geht uns nichts an. Jeder von seinem Standpunkt und für seine Welt endgültig ... Ich stelle mir oft die Frage, ob es für mich nicht gerade jetzt wichtiger denn je wäre, täglich aufzuschreiben, was ich denke und empfinde. ... Man muß es nicht als Aufzeichnung und Aufbewahrung irgendwelcher Zustände betrachten, sondern nur als Zwang und Hilfsmittel, die Not, die wir erleiden, ohne Täuschung zu Ende zu erleiden. In uns ist eine Lücke, die wir sorgsam vermeiden. Aber die Angst um diese Lücke bleibt, und es könnte sein, daß diese Lücke wächst und alles Lücke wird. Wir sind nicht weit davon entfernt ... Letzten Endes soll mich dieses Buch wieder zur Einsamkeit erziehen. Es ist nun einmal mein Schicksal.“

In dieser Einsamkeit denkt Nossack nach über die Grundlagen des Lebens, den Sinn der Schöpfung und die Bedeutung der Religionen auf dieser Erde. Er selbst bezeichnet sein „direktes Erbgut an Christentum“ als „gleich Null“. Der Vater war als Kind gezwungen worden, Gesangbuchverse auswendig zu lernen und später aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Doch wird der Schriftsteller zeit seines Lebens auf der Spur des Religiösen bleiben, sie durchzieht sein gesamtes Werk. Als „interessierte Verwunderung“ bezeichnet er sein Verhältnis zum Christentum. Über Blaise Pascal, den französischen Religionsphilosophen, und Georges Bernanos, den 13 Jahre älteren Schriftstellerkollegen, hingegen kann er schreiben: „Ich verehere Pascal und Bernanos so hoch, daß es mir an Worten dafür fehlt. Beide werden Christen genannt, wenn auch vielleicht ketzerische Christen; auf jeden Fall bedienen sie sich der christlichen Terminologie. Nie hat mich dies auch nur einen Moment gestört oder fremdartig berührt; es war eben ihre Sprache, durch die sie ihrer Not Ausdruck verliehen. Dieser Not sehen sie so aufrichtig und unter so schonungslosem Einsatz ihrer Person in die Augen, daß auch die allerchristlichste Vokabel zu einem menschlich-kreatürlichen Dokument wird, vor dem ich mich erschüttert beuge. Beide haben sich dem ausgesetzt, was sie ‚das menschliche Elend‘ nennen, und das empfinde ich als Religion. Ohne daß es einer Übersetzung durch das Gehirn bedürfte, verstehe ich die Worte von Bernanos: Alles ist Gnade. Für den einzelnen kommt alles darauf an, sein Elend als eine einzigartige Möglichkeit zu akzeptieren, die dem Menschen gewährt ist.“

Nossack ist ein Existentialist, der dem Menschen nahe ist. Große Skepsis überfällt ihn bei der Lektüre der Bibel. Sie erzähle „aus zweiter Hand“ ihre Geschichten „mit jener absichtlichen und peinlichen Naivität“, wie man sie in Schulbüchern für nötig halte. Im Grunde handele es sich nicht um Naivität, sondern um die sehr bewußte Primitivität einer Spätzeit, die ihr Heil in der Rückwendung zur Unbildung suche, nicht ohne ein hochmütiges Mitleid für die verfallende Kreatur: „Irgend etwas hat mich von jeher daran gehindert, der Natur diesen Wert beizumessen, wie es scheinbar andere tun. ... Irgend etwas verbietet mir, die Natur zu genießen oder nur als Heilmittel zu benutzen ... Um selber Natur zu sein, muß man des Glücks teilhaftig werden, ohne eigenen Willen zu sein ... Das Gesetz der Natur ist nicht das Denken ..., sondern das triebhafte Handeln. Und um es zu sagen, auch Gott denkt nicht, sondern handelt nur. Er ist ... das am wenigsten verantwortliche Wesen, ... insofern als Extrem tragisch und des Mitgefühls bedürftig. Einzig dem Menschen, soweit wir es beurteilen können, ist die Fähigkeit der Betrachtung und damit des Verantwortlich-Seins gegeben, eine Fähigkeit, die in der Natur liegen muß, aber über sie hinausweist.“

Mit dieser Betrachtung erweist sich Nossack als konsequenter Moralist,

der um seine Individualität weiß, die er im Alleinsein, in der Einsamkeit findet und um seine Aufgabe als Schriftsteller, die ihn sehen läßt, was anderen verborgen bleibt. Er fühlt sich einer „Gemeinschaft der Heiligen“ zugehörig, einer „Communio sanctorum“ der Literaten, die unabhängig von der Zeitgeschichte existiert: „Klagen z. B. (die großen Denker) nicht alle über Einsamkeit, ... statt einzusehen, daß ihre Einmaligkeit die Einsamkeit bedingt, und sie als ihren gegebenen Lebensraum wortlos hinzunehmen, in dem sie einzig existieren können. ... Gott wäre nicht, wenn er sich nicht am Denker versuchte wie die Wogen an der Klippe. Gott würde ungehört ins Leere fallen, wenn der Denker ihn nicht wahrnähme, indem er ihn betrachtet. – Mögen die ... Worte an sich nun vielleicht auch richtig sein, ohne Zweifel bleibt, was mich selber angeht, der Verdacht, daß ich sie schrieb, um mich zu rechtfertigen. Sein eigentliches Geheimnis vermag niemand auszusprechen noch zu ergründen. Es ist nur für andere feststellbar, so wie bei einem Doppeltstern, wo der unsichtbare dunkle Begleiter sich dadurch bemerkbar macht, daß er den sichtbaren lichten Stern periodisch verdunkelt, wenn er an ihm vorüberkreist.“

Nossacks schriftstellerisches Religions- und Theologieverständnis ist anzusiedeln in der Nähe einer negativen Theologie, einer Theologie, die eher zu sagen weiß, was Gott nicht ist, als das, was er ist und in einer Theologie der Finsternis und Dunkelheit Gottes, einer *Theologia tenebrarum*. Diese Einstellung teilt er mit seinem Schriftstellerkollegen und Altersgenossen Reinhold Schneider, für den er, obwohl katholisch, eine besondere Wertschätzung empfindet: Es „muß in den fünfziger Jahren bei irgendwelchen Kongressen gewesen sein. Was sofort auffiel, war, daß er (Reinhold Schneider) nicht dazu gehörte und dies durch Höflichkeit verbarg. Das war eine kleine Geste, eine kleine Kopfbewegung, ein kleiner Blick, mit dem er um Entschuldigung bat, Entschuldigung für sich und Entschuldigung für andere. Oder suchte (er) nach Einverständnis mit einem, der genausowenig dazu gehörte wie er? Kurz, und um es einfacher auszudrücken: eine vornehme Erscheinung, und wie selten ist das. Schön, man tut ihn damit ab, er sei christlich oder katholisch gewesen, und am meisten Schuld haben die Katholiken selbst an dieser billigen Klassifizierung. Als ob es ein Verdienst oder ein Werturteil wäre, katholisch zu sein. Millionen sind es ... Man braucht nur einmal die Augen gesehen zu haben, mit denen Reinhold Schneider einen im Gespräch ansah, dann wußte man Bescheid. Er war einsam, und wenn er gläubig oder katholisch war, dann war er es, weil er einsam war. Die Einsamkeit aber war das Wesen, nicht die Katholizität ... Wenn Schneider eine der Grausamkeiten der Natur beobachtet, verliert er darüber beinahe seinen Glauben und sich selbst.“

Mit Theologie und Religion in ihren traditionellen Formen kann Nossack

nichts anfangen, er hält sie sogar für schädlich. Doch er begnügt sich nicht mit Kritik an diesen Formen, sondern möchte Positives zu ihrer Wandlung beitragen.

Im Jahre 1963 setzt er sich in einem „Traktat über die Zukunft des Menschen“ mit dem Religionsbegriff in dessen tiefster Bedeutung auseinander: „Die Frage nach der Zukunft des Menschen (ist) eine ausschließlich religiöse Frage. ... Aber was ist Religion? Doch offenbar eine vitale Notwendigkeit für den Menschen. Ein, und sei es auch noch so rudimentäres Verantwortungsbewußtsein den eigenen Möglichkeiten gegenüber. Eine nur dem Menschen eigene Sichtweise, zu der ihn sein Dilemma zwingt, wenn er überhaupt sein kurzes natürliches Dasein ertragen will. Ein so rein menschliches Phänomen, daß es vermutlich richtiger wäre, die Begriffe ‚religiös‘ und ‚menschlich‘ synonym zu gebrauchen.“

Von diesem Fundament aus, das in zahlreichen Gleichnissen Jesu seinen biblischen Grund findet, kritisiert Nossack die herrschenden Religionssysteme: Es ist ein schwerwiegender „Fehler, Religion mit Religionssystem zu verwechseln; derselbe Fehler übrigens, den wir auf allen Gebieten machen und der unserer heutigen Neigung entspringt, Systeme und Institutionen, die dem lebendigen Augenblick dienen sollen, für endgültiger zu halten als das Leben. ... Wer aber Maßstäbe, die gestern gültig waren, verewigen will, macht aus unserm Dasein ein perfektes Museum. Oder ein Totenreich ohne Zukunft.“

Für einen Schriftsteller wie Nossack aber ist die Frage nach der Zukunft des Menschen „keine theoretische, über die sich diskutieren läßt, sondern eine Frage, mit der er steht oder fällt, eine ganz persönliche, ja, intime Existenzfrage.“

Daß wir Institutionen die Entscheidung über unser Leben und Sterben überlassen, ist für ihn „ein größerer Verzicht auf das Menschsein“, als „alle gegenseitigen Ausrottungskriege der Vergangenheit.“ Er erblickt darin einen „Rückfall ins Ameisenhafte.“ Und dieser Rückfall sei die größte Sünde, die der Mensch begehen könne: „Jedenfalls bedarf der Begriff Religion einer Revision, wenn wir an die Zukunft des Menschen denken. Schon heute läßt sich ohne Schwierigkeit und ohne sich damit einer haarsträubenden Ketzerei schuldig zu machen, behaupten, daß die Masse derer, die sich als religiös ausgeben, weil sie einer Religionsgemeinschaft angehören, nichts als bequem und rückständig ist. Während andere, die nicht damit prahlen, da ihr ganzes Trachten darauf gerichtet ist, aus der Stagnation der Gegenwart herauszukommen, indem sie nur menschlich zu denken versuchen, ausgesprochen religiös anmuten.“

Für Nossack ist die Vokabel Religion, Rückbindung, veraltet. Die Vorsilbe „re“ in „religio“ macht ihn stutzig. Um den Weg in die Zukunft des

Menschen auszudrücken, plädiert er dafür, von pro-ligio, Voraus-Bindung, Voraus-Verpflichtung, also Zukunft zu sprechen: „Reicht es wirklich aus, sich einseitig auf das zu berufen, was hinter uns liegt, und sich nach rückwärts gebunden zu fühlen? Ist nicht das Gezogensein nach vorne auf ein Ziel hin, dem wir uns verpflichtet fühlen, obwohl es uns unbekannt ist, weit bezeichnender für den Menschen?“

Im Jahre 1957 überraschte Hans Erich Nossack die Öffentlichkeit mit seinem Bekenntnis, er glaube an Engel: „Ich habe das Gesicht eines Engels gesehen ... Die Engel, an die ich glaube, sind sehr lebendige, sehr irdische und sehr kreatürliche Wesen, die allerdings nur in ganz seltenen Momenten wahrnehmbar sind. Nach meinen Erfahrungen, die jedoch nicht ausreichend zu sein brauchen, bei übermächtigen Erschütterungen und in alleräußerster Lebensgefahr, in Situationen, die den Menschen willenlos machen und zur Selbstaufgabe zwingen, da sich zu wehren keinen Sinn mehr hätte. Zu sehen ist der Engel, der dann aus einem heraus und sekundenlang vor einen tritt, nur für den anderen, der sich außerhalb dieser Situation befindet, für das Gegenüber oder für den Angreifer; man selbst nimmt nur voller Staunen dessen Reaktion wahr. Der Anblick des Engels scheint kaum zu ertragen zu sein; vielleicht ist es seine Wehrlosigkeit, die wehrlos macht. ... Wehe dem, der diese Erfahrung bewußt mißbrauchen will. Er wird sich – es läßt sich nur altmodisch sagen – versündigen und dafür bezahlen müssen.“

Nossacks Engelglaube ist ambivalent, er bleibt in einem Schwebezustand: „Wem der Engel begegnet, der ist davon für sein ganzes Leben auf ebenso peinigende wie beseligende Weise versehrt. Peinigend, weil sein Leben ihm fortan in der Abscheidung von den gewohnten Verhältnissen, dem herrschenden Weltverständnis und den gängigen Verhaltensweisen besteht. Doch gleichzeitig auch beseligend, weil ihm bei diesem Rückzug in die ‚Unmöglichkeit‘ ein neuer Sinn für die größeren Möglichkeiten des Daseins erwächst. So wenig die vom Engel Heimgesuchten ‚zurückkehren‘ können, möchten sie es.“

Damit hat Nossack das beengende Gehäuse der Individualität gesprengt. Sein Engelbild ist „Wegbereiter“ und Kündiger jener Verwirklichung, der sich die unter das Joch der Vergeblichkeit gebeugte Kreatur immer entgegen-sehnt.

Nossack redet nicht gerne über Glaubensfragen, er will sein Innerstes schützen, seelische und geistige Intimität bewahren. Sehr behutsam formuliert er, daß das Nachdenken über das, woran er glaube, unecht zu werden beginne, sobald er darüber spreche. Sehr viel leichter sei es, über das zu schreiben, woran er nicht glaube. Mit dieser Aussage hat Nossack – als subjektive Person – seine Entsprechung zur negativen Theologie gefunden, die ja auch nicht zu sagen weiß, was Gott ist, sondern nur, was er nicht ist.

Positiv gewendet, gilt für den Menschen als Individuum in der Immanenz dieser Welt nach Nossack: „Ja, ich glaube fest daran, daß jedem Menschen eine nur ihm bestimmte Richtung gegeben ist und daß alles Falsche, Häßliche und Verzernte, das wir an den Gesichtern und dem Verhalten Einzelner und ganzer Völker sehen, seine Ursache darin hat, daß sie ihrer ursprünglichen Richtung aus Schwachheit oder Opportunismus untreu geworden sind; sie haben ihre einzigartige Aufgabe versäumt, und trotz aller sehr moralisch klingenden Entschuldigungen macht sie das unzufrieden, und die Unzufriedenheit wiederum veranlaßt sie zu ihren nicht angemessenen und daher in ihrer Wirkung schlechten Handlungen.“ Dann wird Nossack persönlich, für seine spröde norddeutsche Art fast intim: „In meinem Leben hat es zuweilen plötzliche Umbrüche gegeben, die mich nicht nur selber schmerzhaft überraschten und völlig vernunftswidrig schienen, sondern auch für andere schwer zu ertragen waren. Immer wieder hat sich später nach Bewältigung der Krise herausgestellt, daß der Umbruch nichts anderes war als eine Rückkehr zu der mir ursprünglichen Richtung, von der ich abzuweichen versucht hatte.“

Mit diesem Umbruch beschreibt Nossack im Jahre 1957 eine damals fünf Jahre zurückliegende Affäre, durch die er seine Ehe gefährdet hatte und bedroht sah. Er hatte 1952 einen „Kurschatten“ kennengelernt. Am Tag vor der entscheidenden Nacht verließ ihn der Mut. Der Moralist reiste vorzeitig ab. In sein Tagebuch trägt er ein: „Nicht die körperliche Vereinigung ist das Bindende, sie löst vielleicht eher, sondern das gegenseitige Anschauen, dies Trinken des Bildes des andern. Das ist wie ein Zauber. Wie dem auch sei, (wir waren bereit), alles auf uns zu nehmen ... Der Konflikt war uns gleichgültig. – Dann kam die Trennung. Briefe, andere Umgebung und damit die Überlegung. ... Ich hatte nie einen Zweifel gelassen, daß ich (meine Frau) nie verlassen würde, da uns so viel Gemeinsames verbindet, daß mir die Hälfte meiner Seele weggerissen würde, wenn ich sie aufgeben müßte.“

Diese lebendige Erfahrung trinkender Liebe, die ihn erschüttert hat, das Bild des andern, führt Nossack zur Auseinandersetzung mit den Themen Bekanntschaften, Freundschaften, Ehe. Die Tagebucheinträge dazu häufen sich; sie sind Notizen eines Einsamen, der er immer war. Aus Angst vor Enttäuschung ist Nossack menschenscheu, er analysiert Situationen und sich selbst: „Jeder überlegene Geist wird folgende Erfahrung machen müssen: wenn er neue Bekanntschaften macht und er hat gerade seine gute offene Stunde, so wird er durch sein Gespräch so belebend auf diese Leute wirken, daß er sie für seinesgleichen hält und sein Herz schon aufjubelt, endlich Geistesverwandte gefunden zu haben. Aber es ist nur der Reflex seiner eigenen gebenden Persönlichkeit, der auf ihn zurückstrahlt und ihn täuscht. Sowie er aufhört zu geben, am nächsten Morgen oder am schrecklichsten in einem

Brief, den diese Leute vielleicht an ihn schreiben, werden sie für ihn das, was sie wirklich sind. Er fühlt sich bitter getäuscht, ja beschämt, auf jeden Fall aber doppelt vereinsamt (...).“

„Versuch einer Erklärung, der sich wundgerieben hat. Nicht auf das, woran er sich wundgerieben hat, kommt es an, nur noch auf die Wunde. Jedesmal, wenn aus Versehen daran gerührt wird, schmerzt und blutet sie. ... Vielleicht kann man die Wunde heilen, indem man sie einfach als Tatsache in Kauf nimmt; dadurch nimmt man ihr das Problematische.“

Wie das Resultat einer Analyse über die eigene – äußerlich aufrecht erhaltene, aber im Innern wohl gescheiterte – Ehe liest sich der folgende Eintrag: „Liebe und Mitleid schließen sich aus. Der Liebende ist unfähig zum Mitleid, der Geliebte verliert die Achtung vor der Liebeskraft der Liebenden, wenn er sich aus Mitleid lieben läßt. Zweifellos steht Mitleid über der Liebe.“

Eugen Biser, Religionsphilosoph und späterer Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls in München, war jahrzehntelang der freundschaftlich verbundene Lebensbegleiter Nossacks. Sie hatten sich 1957, als Biser das Engelbekenntnis gelesen hatte, kennengelernt und ununterbrochen bis zum Tod des Schriftstellers, 1977, intensiven Kontakt miteinander. Über die religiöse Dimension Nossacks, der lieber von pro-ligio sprach, urteilt Biser heute, über 40 Jahre nach der ersten Begegnung: „Die religiöse Dimension besteht in der Suche nach dem verlorenen, aber nie erreichten Paradies. Insofern ist seine Religiosität von Impulsen einer negativen Theologie getragen. Ungeachtet seines distanzierten Verhältnisses kam er lebenslang von der religiösen Thematik nicht los. Nossack sollte von all denen gelesen werden, die auf der Suche nach dem ‚Engel‘, verstanden als der Symbolfigur der Identitätsfindung, sind.“

Christliche Identität definiert Nossack als „Moment des Unbedingten im Lebensvollzug des Todgeweihten“: „Er, Jesus Christus, wollte das sein, was man nicht mehr brauchte, und dadurch wurde er zu dem, was man von ihm als Letzten verlangte, daß er es darstelle: zu einem Gott. Einen anderen Namen gibt es dafür nicht.“

In einem autobiographischen Gedicht, das den Titel „Rief da ein Mann?“ trägt, hat Hans Erich Nossack seiner Überzeugung von Menschlichkeit als gelebter Frömmigkeit tiefsten Ausdruck verliehen:

*„Zur Nacht, weil alle Menschen schliefen,  
rief da ein Mann? O, wie er rief!  
Zweimal! Zwei Rufe, die mich riefen.  
O Trägheit, daß ich weiterschliefe.“*

*Vom Flusse her ein wildes Klingen  
zweimal, und dann war wieder Nacht.  
Und ich verschlief das Hilfebringen  
zweimal und bin nicht aufgewacht.*

*Bin nicht vom Lager aufgesprungen  
zur Tür und fragen, was es sei.  
Ich schlief, ich schlief, bis es verklungen.  
O der du nach mir riefst, verzeih.*

*Heut morgen kommen sie und fragen:  
Wer rief und hat die Nacht gestört?  
Rief man nach Gott? Und ich muß sagen:  
Ich schlief und habe nichts gehört.*

*Es war nicht Gott, dem es gegolten,  
ich war es, den ein anderer rief.  
Zwei Rufe, die zum Bruder wollten  
vom Bruder, und der Bruder schlief.*

*Es rief, damit es mich erwecke,  
zur Nacht zweimal vom Flusse her:  
O Mensch, wie liebst du deine Decke,  
dein Bett und deinen Schlaf so sehr.*

*Wie dumpf und stumpf ist dein Gewissen,  
wie satt und matt du im Erhörn!  
Ach, daß erst Schüsse fallen müssen,  
aus deinem Schlaf dich aufzustörn.*

*Ja, ich bin trüg und taub geschaffen  
und ließ dich letzte Nacht allein.  
heut' nacht werd' ich gewiß nicht schlafen,  
denn heute muß ich selber schrein.“*

Hinweis: Hans Erich Nossack, *Die Tagebücher 1943–1977*. Drei Bände. Hrsg. von Gabriele Söhling, mit einem Nachwort von Norbert Miller, Suhrkamp-Verlag: Frankfurt 1997. 1700 S., 178,- DM.